

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 32

Artikel: Die Anhalterin : eine schwarze Sommerstory
Autor: Regenass, René / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-610033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Anhalterin

Eine schwarze Sommerstory

Sind Sie besonders ängstlich? fragte der Mann, der sich als Henry Waltz vorgestellt hatte.

Kaum, sonst hätte ich die Begebenheit verschwiegen, Sie gar nicht aufgesucht.

Ja, das leuchtet mir ein. Aber vielleicht könnte das, was Sie er-

Von René Regenass

lebt zu haben glauben, einer stark ausgeprägten Phantasie entsprungen sein.

Auch das muss ich verneinen; es ist nicht anzunehmen, als Ingenieur wäre das keine Empfehlung. Nüchternheit ist sozusagen mein Beruf.

Schon gut. Ich will Sie ja keiner Prüfung unterziehen, nur: Das, was Sie berichtet haben, klingt wirklich unheimlich. Wie war doch Ihr genauer Name? Paul – Paul Eppenberger.

Diese Unterhaltung fand kürzlich statt, an einem heissen Sommerabend.

Genau fünf Jahre zuvor, Eppenberger hatte den Tag im Notizblock vermerkt und bei jedem Jahreswechsel in den neuen Kalender übertragen, war er unterwegs mit seinem Auto nach einer erfolgreich abgeschlossenen Verhandlung. So war er in guter Stimmung, jedoch nicht ausgelassen, das hätte seinem Charakter widersprochen.

Von weitem sah er am Himmel die Kumuluswolken. Erst waren sie noch fast weiss, allmählich verfärbten sie sich, kamen näher, oder er näherte sich ihnen. Einen Augenblick überlegte er sich, ob er nicht auf die Autobahn wechseln sollte. Bei einem Gewitter wäre es weniger gefahrvoll, sagte er sich. Schliesslich beschloss er, auf der Landstrasse zu bleiben; er könnte dann in einem Gasthof Zuflucht suchen.

Warum er überzeugt war, dass es nicht nur ein Gewitter, sondern ein Unwetter gäbe, vermochte er sich auch später nicht zu erklären. Er war keineswegs stolz, als eintraf, was er vermutet hatte.

Aus dem Wind wurde rasch ein Sturm. Der Himmel verdüsterte sich zusehends. Die Scheinwerfer

bohrten sich in die Dunkelheit. Eppenberger blickte auf seine Uhr: halb neun. Der Regen prasselte und trommelte auf das Dach, bald schlugen nussgrosse Hagelkörner gegen die Windschutzscheibe. Er fuhr noch langsamer, hielt Ausschau nach dem nächsten Dorf. Bei einer Strassenbiegung entdeckte er eine Gestalt. Noch war er nicht sicher, ob er sich das bloss einbildete. Da zuckte ein Blitz, erhellte die Landschaft.

Es musste eine Frau sein. Sie schien sich nun vom Baum, wo sie offenbar Schutz gesucht hatte, zu lösen, machte einen Schritt gegen die Fahrbahn zu. Eppenberger stoppte, öffnete die Wagentür. Steigen Sie ein, sagte er.

Die Frau mochte ungefähr dreissig Jahre alt sein, gut gekleidet, wenn auch völlig durchnässt.

Wo sollten Sie denn hin?

Nach Hause, zu Henry, sagte die Frau.

Ist dieser Henry Ihr Mann?

Müssen Sie das wissen?

Er entschuldigte sich, sagte: Ich meinte, wo wohnt er, ich kann Sie hinbringen.

Fahren Sie mal bis zum Dorf.

Nein, unheimlich war ihm nicht zumute, eher war er verärgert. Er wollte höflich sein, und die Frau begegnete ihm voller Misstrauen. Doch er dachte nicht weiter nach. Er musste seine ganze Aufmerksamkeit der Strasse widmen, sie hatte sich in einen reissenden Bergbach verwandelt, der Wagen begann zu schwimmen, ab und zu lagen Äste auf der Fahrspur. Endlich glaubte er ein paar Kilometer weiter so etwas wie Lichter entdeckt zu haben. Auch liess der Sturm nach, es hatte aufgehört zu hageln, der Regen peitschte nicht mehr so ungestüm.

Bald haben wir es geschafft, sagte er zu der Frau hinüber, ohne seinen Blick von der Strasse abzuwenden. Er bekam keine Antwort. Da drehte er den Kopf. Der Platz neben ihm war leer. Verstört sah er nach hinten. Nichts. Die Frau war verschwunden.

Nun drängte es ihn erst recht in das Dorf, er musste sich vom Schreck erholen.

Beim ersten Restaurant hielt er an.

Der Wirt begrüßte ihn überschwenglich, anscheinend froh, doch noch einen Gast zu haben.

Sagen Sie mal, fragte ihn Eppenberger, wohnt hier im Dorf jemand namens Henry?

Der Wirt staunte ihn verdutzt an, schluckte, antwortete dann ausweichend: Henry? Nicht dass ich wüsste, soll das etwa ein Engländer sein?

Bevor Eppenberger insistieren konnte, denn er traute dem Wirt nicht, rief dessen Frau hinter der Theke hervor: Natürlich kennen wir ihn, alle in dieser Gegend kennen ihn, das ist der komische Kauz, der draussen beim Ried wohnt.

Dem Wirt war es offensichtlich peinlich, dass ihn seine Frau blossgestellt hatte, er murmelte etwas Unverständliches und verzog sich.

Eppenberger machte sich auf den Weg zu diesem Henry.

Mit Ungeduld drückte er die Klingel. Nach längerem Warten erschien endlich ein Mann, etwa um die Fünfzig, hager, mit dichtem Haar, das sorgfältig gescheitelt war. Überhaupt: eine gepflegte Erscheinung.

Nennen Sie sich Henry? fragte Eppenberger.

Ja, warum, und wer hat Ihnen diesen Namen verraten?

Unter der Tür lässt sich das nicht erklären.

Gut, so kommen Sie herein –

Eppenberger fiel erst jetzt auf, wie nervös der Mann war. Seine Hände hatten keine Sekunde Ruhe, stets griffen sie nach irgendeinem Gegenstand oder spielten mit der Jacke, die der Mann angezogen hatte, obschon es warm war.

Mit ein paar Sätzen erzählte Eppenberger sein Erlebnis, fügte zum Schluss hinzu: Und wie interpretieren Sie das alles, immerhin hat diese Frau Ihren Namen genannt?

Irgendwer muss ihn einmal unter die Leute im Dorf gebracht haben, nun nennen mich alle so, in Wirklichkeit heisse ich anders.

Was hat das mit der Frau zu tun?

Sie bedrängen mich, verschaffen sich bei mir Zutritt und wollen gleich Auskunft über mein Leben.

Dann muss ich annehmen, sagte Eppenberger, dass die Frau in einer engen Beziehung zu Ihnen steht.

Wenn schon: gestanden hat. Aber es gibt nichts zu verheimlichen. Und da Ihre Neugier unbezähmbar ist ... Der Mann zündete sich eine Zigarre an, liess sich Zeit, bis die Spitze angeglüht war, paffte ein paarmal und begann mit der Geschichte, die Eppenberger in die Rolle eines Mitwisser versetzte: Die Frau, die bei Ihnen zugestiegen sein soll, ist eine Erscheinung, eine Einbildung, oder sagen wir: ein Geist. Sie war meine Frau, bis sie mit dem Auto verunglückte, und zwar an der Stelle, wo sie gestanden hat. Dort fuhr sie in einen Baum. Sie war sofort tot. Seither erscheint sie an jedem Todestag und will mitgenommen werden, fragt nach mir, nach Henry. Stimmt's?

Eppenberger nickte.

Es ist ja nicht das erste Mal, und andere vor Ihnen haben den Ablauf dieser Begegnung auch geschildert. Und immer verschwindet die Frau vorher, bevor sie bei mir anlangt. Warum? Weil sie Angst hat. Sie kam an jenem verhängnisvollen Tag von ihrem Freund und wollte noch vor mir zu Hause sein. Nun plagt sie die Reue, oder wie man das bezeichnen will. Ich hege jedoch keine Hassgefühle, im Gegenteil, ich liebe sie immer noch.

Der Mann schwieg, blickte gedankenverloren dem Rauch der Zigarre nach. Eppenberger war sich unschlüssig, ob er gehen sollte oder nicht. Wie er aufstehen wollte, sagte der Mann: Bitte bleiben Sie noch, vielleicht kommt sie heute; dass sie so lange in Ihrem Wagen blieb, zeugt von einem gewissen Vertrauen zu Ihnen.

Ich weiss nicht, erwiderte Eppenberger, die Geschichte dünkt

mich sehr unglaublich, wenn nicht absurd ...

Darum kann das alles höchstens meiner Phantasie entsprungen sein, denken Sie sich. Aber ich kann Ihnen Beweise vorlegen, warten Sie bitte einen Moment.

Der Mann begab sich in einen Nebenraum, kam mit einem Album zurück.

Er schlug es auf, zeigte auf eine Frau. War sie es nun oder nicht?

Wahrscheinlich, sagte Eppenberger, allerdings habe ich sie nicht so genau betrachtet, auch war es dunkel.

Sie wollen kneifen, das ist es.

Der Mann blätterte im Album. Und das hier ist das Photo des Unglückswagens, total zertrümmert.

Irgendwie machte es Eppenberger auf einmal Spass, den Detektiv zu spielen, er sagte: Und das soll ein Beweis sein?

Wenn man will, kann man alles negieren, mit Zweifeln zudecken. Übrigens, ich möchte Sie nicht länger aufhalten.

Mit einer knappen Verbeugung entfernte sich der Mann, liess Eppenberger allein im Zimmer zurück.

Einigermassen verblüfft erhob sich Eppenberger schliesslich auch, suchte den Ausgang. Als er die Haustür öffnete, um ins Freie zu gelangen, stiess er beinahe mit jemandem zusammen. Es war der Mann, mit dem er vor wenigen Minuten zusammengesessen hatte.

Was machen Sie in meinem Haus? fragte der Mann, ziemlich barsch.

Ich, ich, stammelte Eppenberger, ich habe doch vorhin mit Ihnen über die Frau gesprochen ...

Lassen Sie solche billigen Ausreden, eigentlich sollte ich die Polizei rufen. Kommen Sie mal mit und erklären Sie mir, was das für ein Gespräch gewesen sein soll.

Eppenberger versuchte, alles so genau als möglich zu rekapitulieren.

So so, sagte der Mann. Die Sache hat freilich einen Haken: Ich war nämlich gar nicht anwesend. Wie Sie gesehen haben, war ich unterwegs.

Und das mit der Frau?

Nehmen Sie tatsächlich an, dass ich an Märchen glaube? Ich bin Geschäftsmann, kein Träumer.

Da ging eine Tür auf, herein trat die Frau, die unter dem Baum gestanden hatte.

Das ist sie! entfuhr es Eppenberger.

Wer soll ich sein? fragte die Frau.

Der Mann erläuterte es ihr kurz.

Die Frau lachte, gequält, wie Eppenberger schien. Dann sagte sie bestimmt: Wenn Sie nicht einen seriösen Eindruck machen würden, müsste ich annehmen, dass Sie während unserer Abwesenheit eingebrochen haben. Es wäre mir angenehm, Sie gingen nun.

Eppenberger benützte seither jedesmal diesen Tag, um dem Rätsel auf die Spur zu kommen. Heute war es wieder soweit. Und die Frau wartete, zum erstenmal seit jener denkwürdigen Begegnung. Vielleicht deshalb, weil es regnete. Eppenberger stieg sofort aus, schritt der Frau entgegen. Doch wie er sich ihr auf zwei, drei Meter genähert hatte, war sie weg. Daraufhin fuhr Eppenberger zum Haus dieses Henry.

Er konnte nicht mehr wenden. Polizisten umstellten seinen Wagen, forderten ihn auf, sich auszuweisen. Warum das alles? wollte Eppenberger wissen. Er erhielt keine Antwort. Beim Verhör stellte sich heraus, dass in dem Haus ein Toter gefunden worden war, und, für Eppenberger äusserst peinlich, eine Hotelrechnung, die auf seinen Namen lautete.

Dass er nicht des Mordes angeklagt wurde, hatte er der seltsamen Frau zu verdanken. Sie bestätigte, dass er zur fraglichen

Zeit nicht im Haus gewesen sein könne, weil er sie als Anhalterin mitgenommen habe. Zum Glück fand sich in Eppenbergers Wagen ein Kamm mit Haaren der Frau. Mangels eindeutiger Beweise wurde er freigelassen.

Als er sich später bei der Frau für die Hilfe bedanken wollte, erfuhr er im Dorf, dass die Frau schon vor Jahren umgekommen sei. Bei einem Autounfall ...

Der Mann, der sich als Henry Waltz vorgestellt hatte, lächelte mühsam. Eigentlich sollte ich, nach all dem, was Sie mir erzählt haben, ebenfalls längst tot und verwest sein. Dass ich aber lebe, sehen Sie ja selbst.

Ja, sagte Eppenberger, und wusste, dass er künftig niemandem mehr glauben konnte, zuletzt sich selbst und seinen Sinnen.

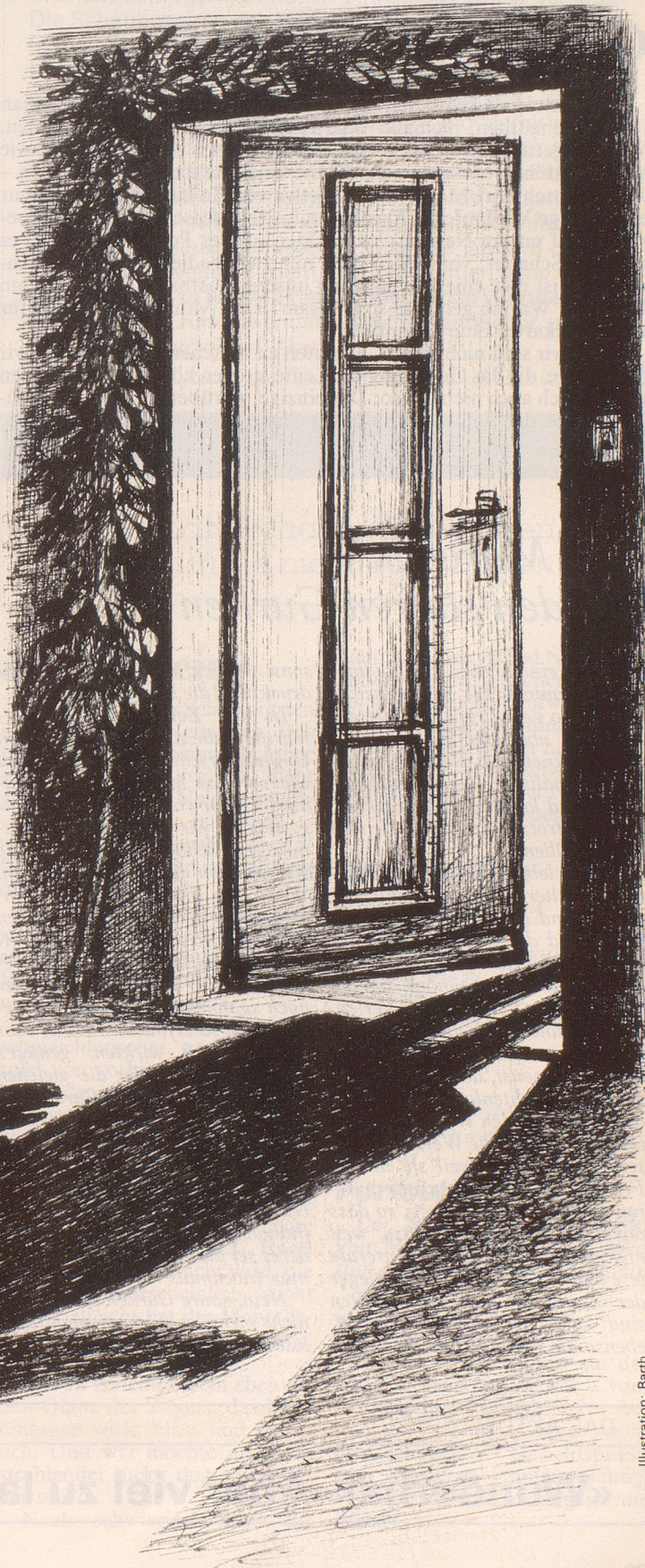


Illustration: Barth